

Weißer Stein

Ein Oberlausitzer Mordprozess ohne Leiche

von Christian F. Schultze

Vorwort

Inzwischen sind mehr als zwanzig Jahre vergangen, seitdem kurz nach der so genannten Wende aus dem schönen Kurort Jonsdorf im Zittauer Gebirge die damals 34-jährige Sonnhild I. spurlos verschwunden ist. Mehr als zehn Jahre ist es her, seit in einem aufsehenerregenden Justizfall ihr damaliger Ehemann Peter des Mordes an seiner Frau angeklagt und freigesprochen wurde.

Es ist also genügend Zeit verstrichen, um ohne Schaden für die Beteiligten, von denen inzwischen auch einige verstorben sind, diese unglaubliche Geschichte in die Öffentlichkeit bringen und den Skandal anprangern zu können, der sich an dieser Familie vollzog. Denn was sich in den Jahren 2000 bis 2002 unter Federführung des jungen, besonders ehrgeizigen Zittauer Staatsanwaltes Matthieu um den Vermisstenfall Sonnhild I. abgespielt hat, passt nahtlos in die zahlreichen sächsischen Justizskandale, die den Freistaat seit der Wiedervereinigung erschüttert haben.

Im Zittauer Gebirge gibt es wenige Gehminuten oberhalb des gemutmaßten Tatorts einen Felsen mit dem Namen „Weißer Stein“. Viele Felsgebilde in Deutschland tragen diese Bezeichnung. Weiße Steine oder „Steine der Weisen“ waren

seit jeher sagenumwoben, mystisch und geheimnisvoll. So verhält es sich am Ende auch mit diesem Fall, in dem niemand die Wahrheit herausbekommen hat. Weder die Ermittler der Kriminalpolizei noch das Görlitzer Schwurgericht haben sie finden können. Und auch der Autor dieses Berichtes kennt die Wahrheit nicht.

Aber er war einen nicht unbedeutenden Abschnitt seines Lebens mit diesem Fall verwoben, weil er einige Jahre der Grundstücksnachbar der Vermissten und des des Mordes Angeklagten sowie der zeitweilige Freund des Auslösers dieses Dramas gewesen ist. Der Autor schildert den Hergang dieses Oberlausitzer „Kriminalfalles ohne Beispiel“ daher allein aus seiner Perspektive, wobei alle aus dem ihm zur Verfügung stehenden fast 4000 Seiten umfassenden Prozessmaterial der so genannten Zweitakte des Gerichtes sowie die aus den Briefen und Zeitungsartikeln zitierten Passagen ohne Veränderungen ihrer Grammatik, Syntax und Orthografie übernommen und kursiv gedruckt wurden.

Selbst Oberlausitzer, möchte der Autor außerdem allen „Granitschädeln“, die die damaligen Wendewirren heil überstanden und in diesem Gerichtsfall eine Rolle gespielt haben, mit seinem Bericht ein kleines Denkmal setzen.

Der damalige Beschuldigte hat der Veröffentlichung der vorliegenden Fassung zugestimmt.

1. Weißer Stein

Das älteste Gestein der Oberlausitz, so behaupten es Geologen und Heimatforscher, sei nicht der Granit, sondern die so genannte Grauwacke; ein besonders verdichtetes Sedimentgestein aus dem Präkambrium, also vorgeblich ungefähr 545 Millionen Jahre alt. Diese Schicht wurde später von unserem Granitdiorit überlagert und im Kambrium und Paläozoikum sei so die Oberlausitzer Granitplatte entstanden.

Doch die meisten geologischen Naturdenkmale, die unsere Heimat prägen, sind aus ganz anderem Material. Denn in der Kreidezeit drang vom Norden her ein gewaltiges Meer nach Süden vor und die Grauwackeschichten wurden deshalb zu großen Teilen von Sanden, Tonen und Schluffen zugedeckt. Nach dem Zurückweichen dieses Urmeeres im Mesozoikum entstand das mächtige Oberkreide-Sandsteingebiet, dessen hervorragendste Gebirgsstöcke in Mittelsachsen das Elbsandsteingebirge und an der Mittelneißة das Zittauer Gebirge sind. Doch damit war mit den gewaltigen tektonischen Veränderungen im Gebiet unserer Heimat noch lange nicht Schluss, erklären uns die Erdforscher weiter. Denn nun drückte im Süden des Kontinents die afrikanische Platte mit großer Gewalt gegen die eurasische und die Alpen wuchsen relativ schnell empor.

Unsere Granitplatte wurde ebenfalls einige hundert Meter angehoben und zum Teil auf die südliche Sandsteinscholle geschoben. Im Gefolge dieser gewaltigen Erdverschiebungen

setzte eine starke vulkanische Tätigkeit ein und das Erdmagma drängte sich mit Urkräften durch die Brüche und den Kreidesandstein.

Im Tertiär, so haben die Geologen die Zeit vor ungefähr 65 Millionen Jahren benannt, veränderte heftiger Vulkanismus die Landschaften der Oberlausitz und Nordböhmens noch einmal von Grund auf. Es entstanden die Naturdenkmale der Oberlausitzer und nordböhmischen Landschaft. Der Kalksandstein wurde an einigen Stellen des neu entstehenden Gebirges gehärtet und mit Kieselsäure und Eisenoxiden durchsetzt. Die markanten Basalt- und Phonolithkegel, die „Blauen Steine“ entstanden, die man von den höchsten Gipfeln des Zittauer Gebirges, dem Hochwald und der Lausche, ringsum und bei guter Sicht bis tief hinein in den Süden ausmachen kann. Dafür senkte sich die Granitscholle nördlich dieser so genannten Lausitzer Störung wieder ab und im neu geformten Lausitzer Becken bildete sich eine Baum- und Sumpflandschaft herau. Daraus entstanden der in der Folgezeit die mächtigen Braunkohleflöze diesseits und jenseits der Neiße bis hinein in die Niederlausitz. Danach kamen die neueren Eiszeiten, die unter einigem Hin und Her, erdgeschichtlich gesehen bis vor kurzem, also ungefähr bis vor zehntausend Jahren, unsere Heimat bedeckten und manchen riesigen Findling hinterließen.

All dies interessierte mich als Knabe nicht im Geringsten. Wie die Verschiedenartigkeit und Vielfalt der geologischen

Formationen am Jonsberg, besonders im Wald oberhalb der Hutungswiese, entstanden waren und wo sie herrührten, lernten wir erst mit den Jahren. Wichtig für uns war allein, dass sich die geheimnisvollen Steingebilde, Felsen und Höhlen hervorragend für unsere Ritter- und Karl-May-Spiele eigneten. Am nächsten zum Haus unserer Großmutter lag mitten im Wald der Ochsenstein, ein riesiger, von der Eiszeit herrührender, gerundeter Granitfindling am unteren Auslauf des Berghanges, dessen Besteigung besondere Hilfsmittel und Techniken erforderte. Waren wir einmal oben, fühlten wir uns wie die früheren Herren des Oybins. Damals existierte ein ganzes Stück weiter oben, nahe an der mittleren Jonsbergstraße, auch noch der „Trockelstein“. Hier gab es wundervoll durchklüftete, bröckelnde Kletterwände, deren Erklommung leicht, aber mit nicht unerheblichen Gefahren verbunden war, deren wir uns jedoch nie bewusst waren. Wenige Jahre nach der so genannten Wende brach dieser Felsen vollkommen in sich zusammen und zeigt sich heute nur noch als ein ungewöhnlich großer Steinhaufen mitten im Walde.

Doch der wichtigste Spielort für uns war und blieb der „Weiße Stein“, nur eine halbe Stunde den Berg hinauf von der Niederjonsdorfer Siedlung entfernt. Dieses Felskonglomerat aus stark verkieseltem, gleichsam gesinterten, hell leuchtendem Kalksandstein begrenzt die Nordostflanke des Jonsberges und ragt hoch und bereits vom Bertsdorfer

Bahnhof aus gut sichtbar über den darunter liegenden Wald heraus. Von hier oben hat man einen wunderbaren Ausblick in Richtung des Zittauer Beckens bis zum dahinter schwach leuchtenden Isergebirge im Nordosten und in das Oberlausitzer Hügelland im Nordwesten. Im Südosten schneidet der Ameisenberg die Sicht in das Oybiner Tal ab und im Südwesten liegt der lange bewaldete Rücken des Jonsberges, dessen lieblicher Gipfel in weniger als einer Stunde, immer leicht aufwärts wandernd, erreicht werden kann.

Am Anfang des Weges kann man am Kuhstein den alles überragenden Hochwald über die anderen Erhebungen hervorlugen sehen. Zwischen Ameisenberg und „Weißem Stein“ führt unten, in der bewaldeten, wasserreichen Senke, ein Teil der alten Leipäer Straße in Richtung Süden. Nach Nordosten und Nordwesten fällt der Felsen steil ab. Seine Nordwestwand musste für unsere Kletterspiele die Matterhorn-Ostwand hergeben. Schließlich war vor kurzem der Film „Der Berg ruft“ mit Louis Trenker in unseren Kinos gelaufen. Das bewirkte neue Aufgaben für unsere Jungensbande!

Besonderen Mut aber erforderte die Besteigung der „Wackelnden Henne“, eine etwas unterhalb der Nordostwand freistehende, schmal aufragende Formation, deren abschließender, locker obenauf liegender Monolith mit angestrengtem Kraftaufwand zweier Jungs von uns um einige

Zentimeter zum Wackeln gebracht werden konnte. Doch so sehr wir uns auch in unserer Unbedachtheit bemühten, wir haben den losen Kopf der Henne nie zum Absturz bringen können. Dieser „Vorgipfel“ steht heute noch inmitten der riesigen Geröllhalde aus Steinblöcken, die sich unterhalb des „Weißen Steins“ im Laufe der letzten Jahrhunderte gebildet hat.

Kuhstein, Schildkröte, Krokodil, das sind die Fantasienamen der bekanntesten felsigen Gebilde, die das Areal um das Plateau des „Weißen Steins“ zieren. Es sind weniger, als der Berg Töpfer oder die Felsenstadt des Ameisenberges besitzen. Bereits als Kinder hatten wir viele der riesigen Steinblöcke und Höhlen am „Weißen Stein“ für uns erobert und wähten uns deshalb lange Zeit in ihrem ungeteilten Besitz. Doch obwohl wir zahlreiche von ihnen kannten und manche sogar mit eigenen Fantasienamen belegt hatten, wussten wir, dass es noch viel mehr davon und ganz verborgene gab, die wir noch nicht entdeckt hatten.

Der „Weiße Stein“ blieb deshalb für uns Kinder und auch noch später teilweise ein geheimnisvoller, an manchen Stellen sogar ein unheimlicher Ort.

2. Hutchwiese

Wir kannten ihn schon lange, bevor er unter Anklage gestellt wurde.

Im April 1982 war Peter I. mit seiner frisch angetrauten Frau in das Haus unterhalb unseres Grundstückes „An der Hutungswiese“ eingezogen, zehn Jahre, bevor die Geschichte, die hier erzählt werden soll, ihren Anfang nahm. Alle in der Siedlung hatten sich über den ungewöhnlichen Vornamen der dunkeläugigen und zurückhaltenden Frau mit den schulterlangen, braunen Haaren, die mit ihm gekommen war, gewundert: Sonnhild.

Das Grundstück mit dem großen Umgebäudehaus reichte bis zum unbeschränkten Bahnübergang, über welchen der schmale Zufahrtsweg, der am Hotel Jonashof von der Hauptstraße des Niederdorfes abzweigt, über die Kleinbahntrasse hinauf zum Seniorenheim führt. Das Paar hatte es von dem „nach dem Westen“ gegangenen Herbert T. gekauft. Dieser hatte es wiederum von einer guten Bekannten unserer Großmutter, Frau Ilse S., übernommen. Auf diese Weise waren unsere Familien Nachbarn geworden, wenn auch getrennt durch die Bahngleise der Schmalspurbahn.

Unser Anwesen, welches oberhalb des Bahnkörpers lag, hatten wir nach dem Tod unserer Mutter im Herbst 1985 übernommen; besser gesagt, übernehmen müssen. Denn

wir lebten in jener Zeit im Osten des geteilten Berlin, der Hauptstadt der so genannten DDR, rund dreihundert Straßenkilometer oder sechs Stunden Zugfahrt entfernt von Jonsdorf im Zittauer Gebirge, dem kleinsten Mittelgebirge Deutschlands. Damals bedeutete das eine weit längere Reise als heute, selbst wenn man mit dem Auto fuhr, weil die Autobahn A 4, welche von Dresden über Görlitz nach Breslau führt, in jenen Jahren teilweise zerstört und ab Bautzen gänzlich gesperrt war.

Einst hatte dieses Flurstück Nr. 11 von Altjonsdorf, wie diese Ansiedlung im 19. Jahrhundert im Amtsdeutsch korrekt bezeichnet wurde, unser Urgroßvater Gustav Andreas Kober erworben. Das Wohnhaus war ein so genanntes „Umgebäudehaus“, wie fast alle Häuser, die damals auf der Hutungswiese, wie in der gesamten Oberlausitz und im Böhmisches, errichtet wurden. Neujonsdorf liegt rund zwei Kilometer weiter das Tal des Grundbaches hinauf und bildet seit Beginn des 20. Jahrhunderts das Zentrum des Dorfes. Zimmermann und Bienenzüchter Kober hatte das geräumige Haus mit der großen "Abseite" sowie die weite, leicht abschüssige Streuobstwiese von seiner verwitweten Mutter Emilie Auguste, geborenen Helle, im Jahre 1889 für ganze sechshundertfünfundsiebzig Reichsmark gekauft. So steht es, in gestochen akkurater Sütterlin-Handschrift, im vom Königlich-Sächsischen Amtsgericht zu Zittau

genehmigten Kaufbrief geschrieben.

Die Siedlungshäuser der Hutungswiese erstrecken sich entlang der beiden Fließe des „Kalten Borns“, welcher, wie viele Wasser des Zittauer Gebirges, am Rand der Lausitzer Überschiebung hervorquillt und sich unten im Tal in den Bach ergießt, welcher weit oben im Ort nahe der heutigen tschechischen Grenze entspringt. Sie liegen unregelmäßig über den weiten Hang bis hinunter zum Weiler Hänischmühe verstreut, wo dieses Gewässer zusammen mit dem des Grundbaches, der in früherer Zeit auch „Jonsdorfer Wasser“ genannt wurde, die Grundlage für die Leinwandbleichereien bildete, welche sich Anfang des 19. Jahrhunderts zusammen mit der Leinweberei in der ganzen Gegend rasant entwickelten.

Wenig später hatte man ganz oben, direkt am Waldrand, unmittelbar neben der Hauptquelle des Borns unter den Trögelsteinen, das Genesungshaus erbaut, welches wegen der damals besonders guten Luft des Ortes als TBC-Kurheim fungierte. Es war der erste Ziegelbau der Siedlung. Das große Objekt existiert heute noch, wurde nach der so genannten Wende renoviert und zu einem Seniorenheim des Deutschen Roten Kreuzes erweitert und umgestaltet.

Martha Helene Hauptmann, geborene Kober, unsere Großmutter, ererbte das Hausgrundstück von ihrer verwitweten Mutter Anna Kober, der Frau des

Zimmermanns. Wie in dem Grundbuch verzeichnet ist, wurde sie am 6. Mai 1946 als Eigentümerin eingetragen. Das war ziemlich genau ein Jahr, nachdem die gegen Nazideutschland siegreichen Russen ihren lungenkranken, pazifistischen Ehemann, Grundschullehrer und Nazihasser Paul Hauptmann verschleppt hatten. Die russischen Politoffiziere verwechselten seinen ungewöhnlichen Familiennamen mit einem militärischen Rang. Wenige Wochen danach soll er unweit von Liegnitz in Niederschlesien, nur sechzig Kilometer vom Geburtsort seines berühmten Namensvetters und Literaturnobelpreisträgers entfernt, in einem Internierungslager gestorben sein. Niemand konnte uns bis heute etwas über die näheren Umstände seines Todes und den Verbleib seiner Leiche mitteilen. Wie wir aber zuverlässig herausgefunden haben, war Paul Hauptmann mit Gerhart Hauptmann aus Obersalzbrunn bei Waldenburg, dem heutigen polnischen Wałbrzych, welcher das Leid der schlesischen Leineweber des 19. Jahrhunderts in seinem berühmten Drama „Die Weber“ der ganzen Welt nahegebracht hatte, weder verwandt noch verschwägert.

Mit dem Tod der Großmutter am 29. Januar 1960 ging das Grundstück in das Eigentum unserer Mutter Brigitta, geborenen Hauptmann, über. Im Jahre 1967 wurde es geteilt und die obere Hälfte mitsamt Wohnhaus an die

Eheleute W. verkauft, mit denen es in der Folge jahrelangen Streit wegen vorgeblicher Verletzung von Nachbarschaftsrechten gab. Übrig blieb der lediglich mit einer Holzlaube und Kobers Bienenhaus bebaute untere Wiesenteil mit Obststräuchern, Kirsch- und Apfelbäumen, welcher südlich an die Bahnschienen grenzte. Noch zu Lebzeiten unserer Mutter wurde nun dieses Stück Land an mich überschrieben.

Wahrscheinlich waren es die starke Quelle, direkt am Waldrand der nördlichen Flanke des Berges, sowie die weiten Wiesen ins Tal hinab gewesen, die den Laienbruder Jonas Anfang des 16. Jahrhunderts bewogen haben mochten, der Herrschaft der Oybiner Cölestiner Mönche das Privileg abzurufen, seine Schafe dort weiden und ein Vorwerk errichten zu dürfen. In jener Zeit waren die Mönche des Klosters Oybin die Besitzer der Fluren des Zittauer Gebirges. Der später nach dem Schäfer benannte Berg grenzt die engen Täler zwischen Ameisenberg und Oybin von den nördlichen Ausläufern des Zittauer Gebirges, vom Zittauer Becken und vom Einschnitt des langgezogenen Bertsdorfer Tales ab. In Oberlausitzer Mundart handelt es sich bei diesem Hang seit jeher um die „Hutchwiese“.

...

Epilog

Am 2. Februar 2002 bringt die Jonsdorfer Postbotin erneut einen Brief ohne Absender im A6-Format auf die „Hutchwiese“, frankiert mit einer spanischen Briefmarke, auf der das Bildnis König Carlos von Spanien prangt, abgestempelt wieder im Briefzentrum 21, das Postverteilungszentrum Hamburg-Süd von der Größe L, was bedeutet, dass von dort täglich 1,5 Millionen bis 2,25 Millionen Briefsendungen umverteilt werden.

Der Umschlag enthält einen kleinen A5-Bogen aus besonders dünnem Papier, welcher vorn und hinten in engen Zeilen mit Schreibmaschinenversalien beschrieben ist, aber kein Datum ausweist. Er enthält die folgende Nachricht:

„LIEBER PETER

*BITTE NEHMEN SIE MIR DIE VERTRAULICHE ANREDE
NICH UEBEL ABER WIR SIND JA SCHLIESSLICH
VERWANDTE: SONNY UND ICH WIR SIND SEHR
GLUECKLICH: WIR HABEN JETZT DIE SPANISCHE
STAATSBUERGERSCHAFT UND TRAGEN EINEN
GEMEINSAMEN SPANISCHEN NAMEN!*

*MIT EMPÖRUNG UND ERSCHUETTERUNG HABEN WIR
VERFOLGT WIE EIN MAECHTIGER STAATSANWALT
NICHTS UNVERSUCHT GELASSEN HAT UM SIE
PHYSISCH UND PSYCHISCH ZU VERNICHTEN. WIR
HABEN DAS GANZE MATERIAL GESAMMELT UND
EINEM DEUTSCHEN TV-SENDER ZUR VERWENDUNG*

*UEBERGEBEN UND EINEN GUTEN PREIS ERZIELT DEN
WIR SELBSTVERSTAENDLICH MIT IHNEN TEILEN
WERDEN.*

*NATUERLICH VERZICHTET SONNY AUF IHREN ANTEIL
AN DER ENTSCHAEDIGUNG FEUR DAS VERWUESTETE
GRUNDSTUECK.*

*INTERNATIONAL TAETIGE JURISTEN RATEN DIE GANZE
ANGELEGENHEIT VOR DEN EUROPAEISCHEN
GERICHTSHOF FUER MENSCHENRECHTE ZU BRINGEN
DAMIT ENDLICH DER WILLKÜR DER DEUTSCHEN
JUSTIZ DAS HANDWERK GELEGT WIRD.*

*WIR BETREIBEN HIER EIN MITTLERES HOTEL UND
GENIESSEN EINEN BESCHEIDENEN WOHLSTAND.
UNSERE GAESTE KOMMEN NICHT NUR AUS
DEUTSCHLAND SONDERN AUCH AUS HOLLAND
AUSTRIA UND SCHWEIZ. MANCHE KOMMEN UM DIE
„ERMORDETE“ IN AUGENSCHIEIN ZU NEHMEN UND
SICH VON IHR BEWIRTEN ZU LASSEN. KUERZLICH
HATTEN WIR GAEST AUS DER ALTEN HEIMAT!*

HALTEN SIE DURCH!

DAS RATEN IHNEN DIE WALSSPANIER!“

Bis auf die Tatsache, dass der Schreiber keine Kommata verwendete und das „h“ bei den „Walspaniern“ fehlt, ist dieser „Brief“ von anderer Art, als die handgeschriebene Postkarte. Dennoch klingt er insgesamt genauso unglaubwürdig und Peter legt ihn zu den anderen anonymen Schreiben, die an ihn

gerichtet waren. Der Kampf um die Entschädigung und die Wiederherstellung seines Grundstückes nimmt ihn ausreichend in Anspruch.

Am 20. September des Jahres 2004 erhält Peter I. abermals eine Postkarte ohne Absender. Diesmal mit einem Foto der Algarve. Ebenso wie der Brief vom 2. Februar und die Karte vom 21. Juni 2002 ist sie im Briefzentrum 21 abgestempelt und ebenso wie jene ist sie mit der Hand in Versalien geschrieben worden. Es ist auch die gleiche ungelente Schrift: „*PETER; ICH BIN NOCH AM LEBEN! ABER DU BALD NICHT MEHR – DAFÜR WERDE ICH SORGEN! S:*“ Der Jonsdorfer hat es satt, sich mit derlei Schriftstücken zu befassen und meldet diesen Fund nicht einmal mehr der Polizei.

Im Herbst 2006 nimmt ein Zittauer, welcher in Jonsdorf arbeitet, mit dem Peter I. Kontakt auf und berichtet, dass er in seinem soeben beendeten Urlaub an der Algarve möglicherweise die Sonnhild gesehen habe. Nachdem Peter ihm versprochen hat, weder die Polizei noch die Medien einzuschalten, willigt der Mann zu einem Treffen mit Rechtsanwalt Neumann ein. Dort erzählt er, dass er zusammen mit seiner Frau ein Café besucht habe, in dem am Nebentisch eine Frau saß, die er glaubte, als Sonnhild I. erkannt zu haben. Als er seine Ehefrau darauf aufmerksam gemacht hätte, wäre die Frau erschrocken aufgesprungen und davongelaufen. Ein Foto von ihr zu machen, wäre er nicht geistesgegenwärtig

genug gewesen. Als der Anwalt rät, einen Privatdetektiv zu engagieren, winkt Peter ab. Dafür will er kein Geld mehr ausgeben.

Am 1. April, Ostern 2013, wandere ich bei bestem Winterwetter und zehn Zentimetern Neuschnee hinauf auf den „Weißen Stein“ und schaue über das Oberlausitzer Oberland und hinunter zum Zittauer Becken. Die Bergketten des fernen Isergebirges sehe ich nicht, da die Luft etwas diesig ist. Kurz vor Vollendung des Manuskriptes zu diesem Buch bin ich wieder einmal zum geheimnisvollen Spielplatz meiner Kindheit aufgestiegen, um noch einmal über das Schicksal meiner vermissten Nachbarin und ihrer Familie nachzudenken. Nicht nur seit der Ausstrahlung des ARD-Filmes „Im Netz“ weiß man, wie schnell ein bis dahin unbescholtener Bürger durch die Machenschaften des Staatsschutzes in die Fänge unserer konkurrierenden Rechtsschutzorgane geraten kann und wie wenig ihm die Europäische Konvention zum Schutze der Menschenrechte dabei hilft. Es bringt auch nichts, sich darüber zu empören, dass unsere Regierung einerseits riesige Summen an Steuergeld ausgibt, um spezielle Militärausbilder in alle Welt zu senden, die den dortigen bewaffneten Organen das effektivere Töten beibringen und hier, um Tötungsverbrechen mit allen zur Verfügung stehenden polizeilichen Mitteln aufzuklären. Es ist richtig, dass man Verbrechenaufklärung nicht von ökonomischen Erwägungen abhängig machen sollte. Dennoch kann ich nach dem Studium dieses Oberlausitzer

Mordprozesses ohne Leiche den Verdacht nicht loswerden, dass es mit der Wiederaufnahme des ursprünglichen Falles weniger um die Aufklärung des Schicksals der Vermissten, als um eine spektakuläre, medienträchtige Polizeiaktion eines überehrgeizigen, karrierebewussten jungen Staatsanwaltes ging, der im Verlaufe dieses Prozesses immer mehr unter den Druck geraten ist, seine fixe Idee beweisen zu müssen, dass Peter I. der Mörder seiner immer noch vermissten Ehefrau ist. Der März dieses Jahres war ein voller Wintermonat und zum Frühlinganfang gab es neuen Schnee und Frost. Hier oben, auf dem Plateau des „Weißen Steins“ und dem bewaldeten Kamm des Jonsberges liegt unter dem Neuschnee noch eine feste Altschneedecke. Während ich durch den Schnee stapfe, steigen die gleichen Fragen wieder hoch, die nicht nur mich seit mehr als zwanzig Jahren beschäftigen:

Wie hat Sonnhild in jener Nacht vom 19. zum 20. Mai 1992 das Anwesen und die „Hutchwiese“ überhaupt verlassen können? Hat ihr jemand dabei geholfen und hat sie sich womöglich tatsächlich einige Tage in Zittau beziehungsweise Görlitz aufgehalten, bevor sie weiterreiste? Steht der Autounfall ihres Exgeliebten auf einer Fahrt nach Hamburg mit ihrem Verschwinden in irgendeinem Zusammenhang? Sind die späteren anonymen Hinweise wahr, dass sie noch in Zittau, Görlitz, Hamburg und an der Algarve gesehen wurde? Hat am Ende ihr Exgeliebter Rudi doch etwas mit ihrem Fortgehen zu tun und warum hat man diese Spur nicht intensiver verfolgt,

nachdem der rote Peugeot des Hamburgers nach jenem ominösen Unfall verschwand?

Lebt Sonnhild I. vielleicht doch noch irgendwo auf dieser Welt? Ist es auszuschließen, dass sie sich eine neue Identität in Spanien geschaffen hat und müssen wir das dann nicht respektieren? Aber warum hat sie all die Jahre niemals Kontakt mit ihren Söhnen aufgenommen und diese ebenso wie ihre alte Mutter in jener quälenden Ungewissheit belassen? Wieso hat sie billigend in Kauf genommen, dass ihr Ehemann womöglich schuldig gesprochen und lebenslang eingesperrt wird? Sie kannte doch die Wahrheit über ihr Eheleben am besten und sie war doch diejenige gewesen, die die unheilvolle Affäre mit Rudolf J. eingegangen war. Wieso sollte sie sich als gläubige Christin in derartig unversöhnliche Rachedanken verrannt haben?

Oder hat sie sich doch selbst das Leben genommen, nachdem ihre beiden Söhne sich wegen ihres „Fehltrittes“ von ihr abgewandt hatten? Der Vater hatte ihr in Dittelsdorf wegen ihrer Affäre und ihrer Scheidungsabsicht als „guter Christ“ massiv ins Gewissen geredet. Ist es denkbar, dass sie, die von ihrem Großen ebenfalls als Christin bezeichnet wurde, dieser „Todsünde“ noch eine weitere hinzufügte und damit auf immer ihre Kinder und Eltern belastete?

Wenn Staatsanwalt Matthieu noch heute von der Schuld Peter I.s überzeugt ist, warum ist er dann der Frage, woher dieser die 300.000 Euro hatte, nicht intensiver nachgegangen? Gab es in

der Umbruchzeit der Jahre 1991-92, als der Jonsdorfer im Westen arbeitete, bereits einen illegalen, die Grenze nach Osten überschreitenden Rauschgifthandel? Im Tank des Audi hatten die Techniker der Polizei eine „Manipulation“ festgestellt, welche als Versteck nutzbar gewesen sein sollte. Wieso ermittelte Matthieu erst nach dem Freispruch in diese Sache, stellte das Ermittlungsverfahren aber später ein? Oder waren jene Durchsuchungen die reine Schikane? Könnten die Anschuldigungen zu solchen Delikten in diversen anonymen Briefen und Hinweisen und das Verschwinden der Sonnhild I. nicht doch in irgendeinem Zusammenhang stehen?

Liegt es außerhalb jeglicher Wahrscheinlichkeit, dass Sonnhild während ihrer „Flucht“ aus ihrem sozialen Umfeld einem Verbrechen jenseits dieses ganzen Geschehens zum Opfer fiel? Kennt überhaupt jemand auf dieser Welt die Wahrheit zu dieser „wahren“ Geschichte? Aus den mir zur Verfügung stehenden Unterlagen und Gesprächen ließ sie sich jedenfalls nicht rekonstruieren.

Niemand weiß die Antworten und so bleibt dieses Oberlausitzer Vermisstenschicksal unaufgeklärt und reiht sich in die Unzahl der geheimnisvollen, ungeklärten Kriminalfälle ein, welche die Menschheit seit ihrem Bestehen begleiten.

ENDE